

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 4

Artikel: Bist Du es, Ronald?
Autor: Urzidil, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bist Du es, Ronald?

Erzählung

JOHANNES URZIDIL

Als Ronald Bannister in sein Zimmer zurückkam, hatte er ein heftiges Bedürfnis, sich zu waschen, nicht etwa weil er sich von Blut befreien wollte, denn er wusste, dass er nicht besudelt war. Trotzdem fühlte er sich wie übergossen mit qualvoller Unerträglichkeit, die, von den Händen ausgehend, seinen ganzen Leib zuckend beunruhigte. Er säuberte seinen ganzen Körper, warf auch seinen etwas zerknitterten, im übrigen aber völlig sauberen Waschanzug ins Seifenwasser, dazu sein Unterzeug und seine Socken. Er glänzte seine Schuhe aus und rieb die Sohlen mit Schmirgelpapier ab. Nochmals stieg er dann unter die Dusche. Er war gründlich und ordentlich, ein Perfektionist. Den Mund spülte er aus und trank ein Glas unverdünnten Bourbon nach. Noch lieber hätte er eine Seifenlösung geschluckt, um auch die Innereien an dem grossen Reinemachen teilhaben zu lassen.

Dann streckte er sich auf dem Sofa aus. Wird nicht bald irgend jemand kommen? Ja, es kamen Besuche, aber sie klingelten oder klopfen nicht, sie kamen von innen her. Die taten, als ob sie nicht so leicht loszuwerden wären. Aber was war denn viel anderes geschehen, als was man häufig genug im Kriege getan hatte, erst auf Befehl, dann auch ohne Befehl, erst mit einigem Widerwillen, dann mechanisch und allmählich auch sogar mit Lust. Die wurde schliesslich so wild, dass man das eigene Blut schon gar nicht mehr von dem des Opfers unterscheiden konnte. Es floss ineinander, und es kam nur noch darauf an, wer trotz allem leben blieb. Man war tapfer, wurde ausgezeichnet, bekam eine Zulage, kaute Gummi beim Feldgottesdienst und schmunzelte am Abend im grossen Zelt über die Girls, die man im Geiste fast gar nicht mehr zu entkleiden brauchte. Das «fast» bestand ja nur aus einem oder zwei winzigen Shawls. Im Grunde war es eine ganz schöne Zeit gewesen mit Freundschaften aus allen möglichen Gegenden und Berufen. Geh zur Armee und sieh die Welt! Sieh die Welt und das Leben! Sieh das Leben und das Krepieren! Wenn man jetzt einen Bekannten von damals traf, möchte man jahrelang mit ihm darüber sprechen. Was war das Leben doch für eine massive und ergötzliche Sache, dieses Atmen, dieses schmatzende Schmecken und schnuppernde Riechen, das Gelärme, das die

Ohren zum Platzen voll machte, das Sehen der hunderttausend Dinge, das Abtasten der Formen, besonders eines Busens und so weiter, bis man alles loswurde, was in einem herumwühlte. Es war durchaus begreiflich, dass man sich von anderen nicht hierin verkürzen lassen wollte, daher in den Krieg ging, zunächst weil man musste, sodann weil man wollte, und drittens weil ja Krieg so alt war wie das Menschengeschlecht, also unvermeidlich, eine körperliche Gewohnheit und zugleich ein unüberwindliches Seelenbedürfnis und daher heilig. Jawohl, eine heilige Handlung war es, einen Feind, der als solcher ja im Unrecht sein musste, tüchtig zur Strecke zu bringen, und wenn man dabei auch noch einiges Behagen empfand und nachher allerlei ablenkende Bedürfnisse kamen, so war das nur ganz in der natürlichen Ordnung. Alle empfanden so, alle Normalen zumindest. Und er, Ronald Bannister, war normal, er war ein «square guy», alles, was er tat, war normal, und auch die Sache heute abend war es, er hatte ja gar nicht anders können.

Was war denn eigentlich geschehen? Vor ein paar Tagen hatte er von der Existenz dieses Mädchens ja noch gar nicht gewusst. Er war es nicht, der sie in sein Leben hereingerufen hatte. Er war harmlos im Palisadenpark in der Rollschuharena gesessen und hatte von einer Zuschauerbank den weiten Runden zugesehen, mit denen das Mädchen über die Fläche flog. Dann hatte sich einer ihrer Schuhe gelockert, sie kam an seine Bank herangefahren, und er hatte ihr beim Festmachen geholfen. War etwas Schlimmes dabei? Hätte er es nicht tun sollen? Sie hatte bloss «danke» gesagt, hatte ihre Bögen fortgesetzt, und er hatte sie dabei weiter beobachtet. War dagegen etwas einzuwenden? Wenn sie an ihm vorbeikreiste, hatte sie nicht einmal gelächelt. Als sie dann fortging, folgte er ihr, aber nicht um ihr zu folgen, sondern weil er eben von der Rollschuhlauferei der andern schon genug hatte. Sie wartete an der Autobushaltestelle, und er wartete hinter ihr. Als der Wagen anhielt, drängte sich ein Knäuel Menschen hinein, und als sie, schon am Wagentritt, ihr Fahrgeld aus ihrem Täschchen holte, entfiel ihr dabei ein Gegenstand. Sie merkte es nicht, die Tür klappte zwischen ihnen zu, während der Autobus anfuhr und mit ihr entwand.

Bannister hatte den Gegenstand aufgehoben, einen Schlüssel mit einer Metallmarke, darauf eingeprägt war: «Nora Nottingham, Astoria, 32 Parkview Land.» Der weibliche Vorname deutete an, dass sie wahrscheinlich selbständig hauste, und die Adresse, dass ihre Lebensverhältnisse nicht geradezu grossartig sein mochten. Wer wohnte schon in jenem Stadtteil? Nun wäre wohl nichts einfacher gewesen, als ihr mit dem nächsten Autobus nachzufahren und den Schlüssel in Parkview Lane abzugeben. Bannister wusste ohnehin mit seiner Zeit nichts Richtiges anzufangen. Möglicherweise hätte er sie dann vor ihrer Tür angetroffen und ihr aus ihrer Verlegenheit geholfen. Aber wie wenn sie etwa eine Zimmerkollegin hatte oder der

Name gar nicht ihr Name, sondern etwa der ihrer verwitweten Mutter war? Dann wäre sie auch ohnehin in die Wohnung gelangt. Aber immerhin hätte sie sich doch wenigstens bedanken müssen, denn ein Schlüssel, wie immer man es nehmen möge, bleibt immer ein Schlüssel, und man ist froh, wenn man ihn wieder hat. Vielleicht hätte sie Bannister dann sogar hereingebeten und hätte ihm einen Drink oder wahrscheinlich eher nur einen Kaffee angeboten. Aber was wäre dann dabei herausgekommen? Ein Rendezvous, zwei Rendezvous, dann noch ein paar und dann der übliche Unsinn, auf den es bei solchen anständigen Mädchen immer hinauslief, denn anständig war sie, das konnte man sehen. Also eine gar so einfache Lösung war das doch nicht. Das wäre so etwas gewesen nach allem, was er mitgemacht hatte.

Er hatte also den Schlüssel zunächst eingesteckt, aber in der Absicht, ihn in den nächsten Briefkasten zu werfen. Die Adresse hing ja daran, und die New Yorker Post war in solchen Dingen sehr gefällig. Es war ja offenkundig, dass es sich um einen verlorenen und wiedergefundenen Schlüssel handelte, der von der Post dem Verlustträger ohne weitere Umstände zugestellt wird. Und damit wäre dann die ganze Angelegenheit glatt erledigt gewesen, Bannister hätte diese Nora Nottingham (oder wie immer sie hiess) nie wieder gesehen, ausser in einer verblassenden Erinnerung an ihre hellen Augen, ihren Ponyschopf, ihre weiten Rollschuhbögen, die gute Figur und dazu alle die anderen Gewöhnlichkeiten, die man in dieser Stadt täglich hundertemale zu sehen bekommt, hübsch, geschmackvoll gekleidet in ein billiges Meisterwerk der Ladies Garment Workers Union, darunter die entsprechende Nylon-Polyester-Brassière und was sonst Mädchen allenfalls in den diskreten Provinzen ihrer Physis für nötig erachten. Eine höchstkonformistische Vorstellung. Als er aber vor dem Briefkasten stand, stockte er und warf den Schlüssel doch nicht hinein. Er wollte wenigstens ihre Wohngegend rekognoszieren, wie man das ja auch im Krieg mit feindlichem Terrain getan hatte. Und dann wollte er abwarten, was er tun oder was geschehen würde. Was man tun möchte, liess sich zwar planen, was man aber dann wirklich tun wird, das konnte niemand wissen.

Bannister überschlief den Vorfall noch zweimal und suchte dann an einem Spätnachmittag Parkview Lane auf. Weit und breit gab es da keinen Park, sondern nur mittelgrosse Zinshäuser, die auf andere Zinshäuser Aussicht hatten. Auch das Wort «Lane» war eine Vorspiegelung, da es ja eigentlich einen Heckenpfad oder jedenfalls ein blosses Gässchen bezeichnete, während dies hier eine ziemlich breite kahle Betonstrasse war, deren Gehsteige nicht einmal von kümmerlichsten Bäumchen gesäumt waren. Man konnte da schwermütig werden. «Parkview Lane» also war ein Lügennahme. Im Feldlazarett hatte ihm einmal ein Doktor vorgeflunkert, Bannister stehe für «Granatapfel». Irgend etwas oder irgend jemand wurde eben irgendwie

benannt. Vielleicht hatten die Leute, die der Strasse mit ihren öden, rechteckigen Häusern den Namen gaben, eben Sehnsucht nach einer schönen Aussicht auf einen Park gehabt. Das war jedenfalls ebenso legitim wie hier mitten in Amerika nach einer fernen englischen Grafschaft zu heissen, wie zum Beispiel Nottingham.

Leer war die Strasse und vollständig lautlos, als wäre sie überhaupt unbewohnt. Vor dem Hause mit der Nummer 32 blieb Bannister stehen. Es sah genau so aus wie alle, nur eben mit einer andern Nummer. Die Haustüre stand offen, aber der Aufzug erschien nicht, trotz mehrfachen Schalldrückens. Das Postfach am Flur zeigte den Namen Nottingham für das oberste Stockwerk an. Bannister zögerte einen Augenblick und überlegte, ob er den Schlüssel nicht etwa durch den Schlitz werfen und wieder gehen sollte. Aber nun war er schon so weit hinaus gefahren, nun wollte er doch wenigstens irgend etwas davon haben. Was? Nun, er würde ja sehen. Er entschloss sich, die sechs Treppen hinaufzusteigen. Schliesslich stand er vor der Tür. Dort wartete er erst noch ein Weilchen, ohne eigentlich zu wissen warum, dann klingelte er. Er klingelte nochmals und nochmals, aber niemand antwortete. Aufatmend wandte er sich wieder, in der Absicht, den Schlüssel nun doch unten am Flur ins Brieffach zu tun oder sich nach dem Hausbesorger umzusehen und fortzutrotten, dann aber begann er sich lächerlich vorzukommen. Was? Du, der im Krieg war und mindestens drei Dutzend Feinde kalt gemacht hat, etliche sogar im Nahkampf, du gibst klein bei in einer solchen Sache? Er begann mit sich selbst zu trotzen, wandte sich von neuem der Tür zu, schob den Schlüssel ein und öffnete. Erlaubt ist das zwar nicht, dachte er, aber soll ich im Flur herumstehen und warten, wenn ich doch jemandem eine Gefälligkeit erweisen will? Wenigstens setzen muss ich mich doch dürfen. Er ging also durch einen kleinen Vorraum, woselbst ein Spiegel einen gegenüberhängenden Mehrfarbendruck reflektierte, das Selbstbildnis des einohrigen Van Goghs, eine absonderliche Zierde für eine Mädchenwohnstatt, und vermöge des Spiegels noch dazu doppelt zu sehen. Von da trat er in ein Zimmer, das mit einem Bad und einer Kochnische verbunden war.

Das Zimmer enthielt nicht viel und war daher in leidlicher Ordnung, obwohl das Bett offen und nicht gerichtet war, vermutlich zum Lüften der Pölster und Laken, über die ein hellblaues Nachthemd geworfen war, von dem ein zarter Körperduft ausging. Bannister setzte sich auf einen Sesselrand und entzündete eine Zigarette. Instinktiv berührte er nichts und schaute nur herum, und auch das tat er nur vorsichtig. Es gibt, so dachte er, vielleicht auch Augenabdrücke, und ein angeblickter Gegenstand ist nicht mehr der gleiche wie vorher. Vielleicht verrät er einen. Aber wie kam er darauf? Er war doch in bester Absicht gekommen. Er wartete also und versuchte zu denken. Es war eigentlich ein bisschen komisch, hier in einer fremden Woh-

nung so herumzuwarten. Nicht nur komisch, sondern eigentlich recht bedenklich. Sollte er nicht doch ganz einfach den Schlüssel auf den Tisch legen, die Tür hinter sich schliessen und verschwinden? Das wäre eine weitere Möglichkeit und ein Verhalten von Klasse. Vielleicht könnte er sogar einen Zettel mit seinem eigenen Namen und Adresse hinzulegen. Nein, widersprach er sich sofort, das könnte er nicht. Da könnte er in hübsche Kalamitäten geraten. Wer konnte wissen, was für eine diese Nora Nottingham war? Vielleicht würde sie nachher behaupten, es fehle ihr eine Goldbroche und sonst wer weiss was und würde die Polizei auf ihn hetzen. Mädchen sind das Ärgste imstande. Überhaupt Frauen! Er wusste davon ein Liedchen zu singen. Er war einmal im finsternen Kino durch Zufall neben eine zu sitzen gekommen, die ganz plötzlich aus nichts und wieder nichts zu keuchen und zu schreien begann, er vergreife sich an ihr, obzwar er sie nicht im leisesten berührt und einzig die Vorgänge auf der Leinwand verfolgt hatte, wo gerade Edward G. Robinson mit aufgekrepelten Hemdärmeln als Gangsterchef herumschoss. Aber das kreischende Weibsstück machte eine grässliche Szene, sogar Zeugen rief sie auf, die gar nichts hatten sehen können, da sie in der Reihe vor ihnen sassen, alte Weiber, die sich unbestimmt ausdrückten, aber mit dem Unterton: «Er wird's schon gemacht haben.» Und dieses grauenhafte Frauenzimmer, das doch ganz genau wusste, dass er völlig unschuldig war, schrie sogar noch im Gerichtssaal herum und zeigte, wo er überall herumgegriffen habe, so dass ihm am Ende der Richter drei runde Monate aufsalzte. «Ich habe Ihnen doch geraten», hatte ihm der Ex-officio-Verteidiger gesagt, «sich gleich von Anfang an für schuldig zu erklären. Da wären Sie billiger davongekommen. Aber nein. Sie wollten um jeden Preis unschuldig gewesen sein. Wahrscheinlich übrigens hätten Sie sich das Ganze erspart, wenn Sie das Mädchen im Kino wirklich abgegriffen hätten.» Drei Monate also und noch dazu im Polizeiregister wegen sexueller Übergriffe eingetragen. Da war es also nicht gerade vorsichtig, in die Wohnung eines Mädchens einzudringen. Nun, vielleicht war diese Nora Nottingham doch kein so ganz arges Luder. Sie war doch so schön Rollschuh gelaufen. Und schliesslich sind doch nicht alle gleich, obschon sehr wahrscheinlich die meisten.

Das Warten war ihm nicht unangenehm. Er sass mit halbgeschlossenen Augen, und das Atmen fiel ihm leicht. Der Krieg hatte sich hauptsächlich auf den Atem gelegt, der Gestank der Leichen, der hygienische Gestank der Lazarette, der Latrinengestank, der Biergestank der Kameradschaftlichkeit, der Gestank der asiatischen Etappenhuren, dann wieder der Gestank der abgebrannten Sprengmittel und der Gase, und über allem der nicht endenwollende Gestank der Propagandaphrasen zugunsten der «Guten Sache», ein Gestank, der von überallher kam, denn auf jeder Seite behauptete die gute Sache zu Hause zu sein, und überall stank sie. Nun war er heimge-

kommen, aber wohin «heim»? Angehörige hatte er nicht. Er war in dem Wohnauto eines Strassenbauingenieurs geboren worden, das ein abstürzender Berg wutentbrannt zerschmettert und darin alle umgebracht hatte, ausgenommen ihn selbst, das Baby, das so klein war, dass sich der Berg darum nicht kümmerte. Man hatte ihn aus den Trümmern aufgeklaut. Wo also war der zu Hause? Zwischen den Trümmern. Sein Kriegskamerad Allan Myrtle, dem er einmal während einer Attacke aus der Scheisse geholfen hatte, pflegte stolz zu sagen: «Ich bin in der 14. Strasse geboren worden. Die 14. Strasse von Manhattan ist meine Heimat. Du solltest sehen, wie's dort zugeht. Ich hab' Heimweh nach der 14. Strasse. Wonach hat du Heimweh?» Daraufhin hatte ihm Bannister einen Kinnhaken verabreicht. Nun, jetzt war Bannister in dem berühmten New York, er hatte die 42. Strasse gesehen und den Broadway und den Times Square und das Rockefeller Center und die 14. Strasse, die Heimat Myrtles, und den Vergnügungspark auf den Palisaden, er hatte Anspruch auf etwas Gutes, auf das Winken der Happiness, die ja allen Amerikanern von Rechts wegen gebührte und gar noch, wenn sie sich im Krieg ausgezeichnet hatten. Und ausgezeichnet hatte er sich, das hatte er schriftlich und trug es im Knopfloch. Er war ein Held ebenso wie die im Befreiungskrieg und im Bürgerkrieg. «Du Trottel», hatte Myrtle einmal gesagt, «jeder Krieg ist ein Befreiungskrieg, und jeder Krieg ist ein Bürgerkrieg, es kommt nur darauf an, wie man's nimmt.» Einerlei, dieses war sein Krieg gewesen. Er war dabei zur Ader gelassen worden und hatte selbst zur Ader gelassen. Was hätte er anderes tun sollen und was hätte er anderes tun wollen? Jetzt freilich wünschte er sich etwas Mildes, Sanftes, Zärtliches, und er selbst würde daran milde, sanft und zärtlich werden. Ja, einzig deshalb hatte er den Schlüssel nicht gleich in den nächsten Postkasten geworfen.

*

Er hörte plötzlich die Tür gehen, und aus dem nun schon völlig verfinsterten Vorraum eine Stimme: «Bist du es, Ronald, und rauchst du schon wieder?»

«Ja, ich bin's», antwortete er mechanisch und zugleich verblüfft darüber, dass sie seinen Namen kannte. Woher? Wieso?

Sie trat ein, knipste das Licht an und sah ihn jetzt. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern und schrie auf: «Nein, nein, nein!»

«Aber schreien Sie doch nicht. Ich bin der, der Ihnen den Rollschuh anschnallen half. Ich brachte den Schlüssel.»

«Nein, nein, nein, nein», kreischte sie in einem fort und hörte ihn nicht.

«So hören Sie doch, ich wollte doch nur gefällig sein.»

«Das darf nicht sein», kreischte sie weiter, «das darf nicht sein.»

«Was darf nicht sein? Dass ich den Schlüssel brachte?»

«Dass Sie hier sind. Nein, nein, nein, nein! Rühren Sie sich nicht! Stehen Sie nicht auf! Ich rufe die Polizei.» Und sie griff nach dem Telephon. Voll Schreck erinnerte er sich jetzt des Mädchens im Kino, der drei Monate, die er abgesessen hatte, des Polizeiregisters und begann jetzt selbst zu schreien: «Du Hure, du hast den Schlüssel fallenlassen, damit du mich hieher bekommst, das Ganze war nur ausgeheckt, und jetzt willst die die Polizei auf mich hetzen.» Er sprang auf und schlug ihr mit der Faust über die Hand, ehe sie das Telephon heben konnte. Sie wimmerte, wehrte ihn mit der anderen Hand von sich, noch immer nach dem Apparat trachtend, was er um jeden Preis zu verhindern suchte, indem er sie umklammerte wie ein Orang-Utan und ihr ins Ohr zischte: «Das wirst du nicht, das wirst du nicht.» Sie stiess mit den Beinen, die er mit den seinen in die Zwinge nahm, ein Kampf entstand, Leib an Leib, dampfend wie im Dschungel, wütend und besinnungslos, ihr Quietschen war nicht mehr menschlich, so dass er ihre Kehle zupressen musste, bis aus ihrer Nase Blut zu träufeln begann. Er kannte das, und das Blut verwilderte ihn vollständig. Seine Hände arbeiteten nur noch mechanisch, als erfüllten sei einen Job, wie das im Krieg gewesen war. Sie zuckte unter ihm, ihr Leib, nicht ihr Mund, stöhnte auf, und sie endete schliesslich reglos. Trotzdem presste er seine Hände so lange weiter gegen ihren Hals, bis es darin knackte. Dann liess er los.

Statt sofort wegzurennen, setzte er sich erschöpft, schloss die Augen, atmete auf und flüsterte dann vor sich hin: «Gott ist mein Zeuge, ich habe sie nicht missbraucht.» Dann erfüllte ihn die Vorstellung eines imaginären Zeugen mit unsagbarem Schrecken. Hastig sprang er hoch, räumte Zigarettensammel und Aschenreste zusammen und schüttete sie in den Abort, säuberte die Aschenschale und wusch seine Hände. Er vermied, das Handtuch zu benützen, sondern wischte die Hände an seiner Hose trocken. Er schlich an ihr vorbei, ohne hinzusehen. Du lieber Himmel! Welch eine Bande! Keine hab' ich angefasst, und jede schrie wie am Spiess. Jede bringt mich ins Unglück, oh, dieses Gesindel! Er löschte das Licht nicht. Er hatte es ja auch nicht angeknipst. Seine taschentuchumhüllte Hand zog die Tür mit behutsamer Sanftheit geräuschlos ins Schloss. Ganz leise schlich er über die zum Glück leere Treppe hinunter und durch den leeren Flur in die leere Strasse, in der seltsamerweise noch kein Fenster erleuchtet war ausser dem einen oben in dem Zimmer, das er eben verlassen hatte. «Das kann nicht sein», murmelte er, «es müssen hier doch Leute wohnen. Ich sehe sie nur nicht. Sicher haben sie mich gesehen und gehört. Aber ich höre sie nur nicht. Warum hält mich niemand auf?» Er ging vorwärts, bog um die nächste Ecke, nicht achtend, wohin er gelangen würde, und dann wieder um die nächste und weiter so, bis er eine Untergrundbahnstation erreichte. Mitten in einer johlenden Gruppe jugendlicher Lummel löste er abgewandten Gesichts die Fahrmarke und fuhr los bis zur Endstation und dann wieder im

gleichen Waggon zurück, erschrak, als er sich an seinem Ausgangspunkt wiederfand, wechselte den Zug, stieg in Manhattan um, verliess dann den anderen Zug, ohne zu wissen wo, und ging und ging bis in den Morgen.

*

Droben im Stadtteil Bronx — er glaubte die Gegend zu erkennen, denn irgendwo da herum war sein Zimmer — lief plötzlich ein Junge am Gehsteig neben ihm her. Bannister war lang gewachsen und machte lange Schritte.

«Warum läufst du so neben mir?» fragte er misstrauisch.

«Ich laufe nicht neben dir. Ich laufe.»

«Und wohin läufst du so früh am Morgen?»

«Um Medizin. Mutter hat's mit dem Herzen. Und das Mittel ist ausgegangen.»

Bannister beschleunigte jetzt sein Tempo und hielt sich neben dem Knaben, als wäre es ihm besonders wichtig, mit dem immer rascher Laufenden im Gespräch zu bleiben. «Ich muss weit laufen», sagte der. «Unser Drugstore ist noch zu.»

«Wird man es dir denn im anderen geben?»

«O ja, dort kennt man mich auch.»

«Sag mir doch, Junge», fragte Bannister im Laufen, «wie alt bist du denn?»

«Dreizehn, aber schon vorüber.»

«Und wie heisst du?»

«Ronald, selbstverständlich.»

«Ronald, selbstverständlich! Ronald, selbstverständlich! Das ist wirklich zum Lachen!»

«Was ist denn da so sehr zum Lachen?»

«Ach, entschuldige. Ich meine nicht den Namen. Hast du vielleicht Verwandte in Astoria?»

«Ja, eine Schwester.»

Bannister stoppte den Jungen einen Augenblick lang. «Was? eine Schwester?»

«So halt mich doch nicht auf. Ich habe Eile.»

«Rauchst du schon?» fragte Bannister wieder im Laufen.

«Selbstverständlich. Jeder raucht.»

«Sag mir, läuft sie Rollschuh?»

«Freilich läuft sie Rollschuh. Sogar sehr gut. Ich auch.»

«Sag mir doch noch etwas. Warum wohnt sie denn nicht zu Hause?» Sie waren jetzt zu einer der Hauptverkehrsadern gelangt.

«Zu Hause? Wir sind da zu viele. Es ist zu eng. Sie ist jetzt Sekretärin und kann sich ein Zimmer leisten. Aber was geht es dich an?»

«Nichts. Aber ich sage dir, sie hätte besser getan, bei der Mutter zu bleiben. Achtung, wart aufs grüne Licht. Es sind schon zu viele Autos auf der Strasse.»

«Ach was, ich eile. Dort drüben ist mein Drugstore.» Und er sprang in die Fahrbahn und schlüpfte hastig durch die nach beiden Richtungen sausen- den Wagenkolonnen. Schreckerfüllt sah ihn Bannister schon unter den Rädern, setzte ihm nach und kam gerade noch den Bruchteil einer Sekunde zurecht, um ihn vor einem donnernden Lastauto zurückzureissen. Der Fahrer bremste mit quiekendem Kreischen, und die Autoreihe hinter ihm stoppte kreischend. Bannister hielt den Knaben umfasst, der schlotterte, aber sich aus der Umklammerung seines Retters trotzig zu befreien suchte.

«Lass mich los! Die Mutter! Ich hab's eilig!»

Ein Wachmann kam von der Strassenkreuzung, der Fahrer fluchte über die Jugend von heute, einige Strassenpassanten gesellten sich hinzu. «Ihr könnt von Glück reden, ihr verdammten Narren», sagte der Polizist. «Wer rennt so zwischen die Autos? Und Sie», wandte er sich an Bannister, «Sie als Erwachsener könnten zumindest Verstand haben.»

«Der war all right», sagte jetzt der Fahrer, «ich hab's gesehn. Er hat ja dem Jungen das Leben gerettet.»

«Leben hin, Leben her. Bei rotem Licht gehört er nicht in die Fahrbahn. Sind Sie der Vater?»

«Keine Spur. Ich kenn' ja den Jungen gar nicht.»

«Wie heisst du, Junge?»

«Schon wieder! Lassen Sie mich. Ich hab's eilig. Ich hole ein Mittel.»

«Es ist wahr», sagte Bannister, «er hat eine herzkrankte Mutter. Sie hat einen Anfall.»

«Anfall hin, Anfall her. Es wird schon nicht so schlimm sein. Wie heisst du? und wo wohnst du?»

«Ronald.»

«Ronald wie?»

«Ronald Nottingham», und Bannister zuckte zusammen. «Lassen Sie doch den Jungen ums Himmels willen laufen. Wenn er das Mittel nicht beizeiten heimbringt, könnte seine Mutter sterben. Das können Sie doch nicht verantworten. Sterben könnte sie, und zwei Todesfälle am gleichen Tag...»

«Wieso denn zwei? Den Jungen haben Sie doch nun gerettet. Sie sind ein richtiger Held. Sie hätten mit totgefahren werden können.»

«Ach was, ich bitte Sie.»

«Zieren Sie sich nur nicht. Ein tüchtiger Kerl sind Sie. So wie Menschen sein sollen. Rasch entschlossen und immer gleich das Richtige getan. Solche wie Sie braucht man. Und noch dazu einen ganz fremden Jungen.» Die Umstehenden applaudierten, auch der Fahrer. «Also geben Sie mir Ihren Namen».

«Machen Sie doch kein Aufhebens damit», wehrte Bannister ab. «Ich möchte lieber unbekannt bleiben.»

«Unbekannt? Hier bleibt nichts unbekannt. Hier muss alles in die Zeitung. Leute wie Sie sollten wir im Polizeikorps haben. Die Feinsten von New York.»

«Nein, nein, nein», schrie Bannister. «Ich habe dringende Sachen vor. Geschäfte, wissen Sie. Und jetzt lassen Sie doch endlich auch den Jungen los. Sonst kann es für die Mutter wirklich zu spät werden.» Der Junge machte sich selbst frei und war nach wenigen Sprüngen in der Apotheke verschwunden.

«Nun, wenn Sie ihn nicht gerettet hätten», sagte der Polizist, «dann wäre es für die Mutter vielleicht wirklich zu spät geworden. Sie kann von Glück reden, die Mutter. Aber jetzt möchte ich Ihren Namen und Ihre Adresse haben.»

Bannister nannte einen falschen Namen und irgendeine Adresse, die ihm eben in den Sinn kam. Der Name war der seines Kriegskameraden Allan Myrtle, der längst gefallen war. Warum aber gerade diesen Namen in diesem Augenblick? Ja, doch, es liess sich erklären. Allan Myrtle war der, den Bannister einmal mitten im schärfsten Mörserfeuer in eine Deckung gerissen hatte, eine Sekunde, bevor an der Stelle, wo eben noch Myrtles Kopf gewesen war, ein Geschoss platzte. Dem hatte er also auch das Leben gerettet. Ein paar Tage nachher freilich hatte er ihn wieder umgebracht. Nicht direkt, beileibe nicht, aber dennoch. Myrtle nämlich lag brüllend mit einem Bauchschiess in einem Regenloch, und Bannister, sein Retter, war losgezogen, um Sanitäter herbeizuholen. Aber beim Herumsuchen mitten im Monsun stiess er auf einen toten Sergeanten. Das war nichts Besonderes. Doch an der Leiche hing eine riesige Feldflasche, die Bannister gierig aufriess. Sie war bis oben voll mit Whisky, und Bannister soff sie leer, in zwei langen Zügen, so leer, dass er nachher nicht mehr wusste, worauf er eigentlich ausgegangen war und neben der Leiche einsackte und einschlief. Es war ein tiefer und gesunder Schlaf nach drei Tagen Kampf, der zum Teil Handgemenge gewesen war, Schwerarbeit, in der man — wie es im offiziellen Bericht hiess — das von Feinden verpestete Gelände nach und nach mühevoll gesäubert hatte. Bannister, der von oben bis unten dabei dreckig geworden war, hatte sich also seinen Schlaf wohl verdient, nur dass Allan Myrtle indessen in seinem Loch verkam. Als Bannister erwachte, staunte er, dass er selbst noch lebte, und wusste gar nicht mehr, wo er sich befand. Eine Patrouille hatte ihn aufgelesen und abtransportiert, man hatte ihn für verwundet gehalten, während er nur besoffen war. «Wo ist Allan Myrtle?» fragte er. «Längst abgekratzt», war die Antwort. Er hatte ihn also krepieren lassen, nachdem er ihn gerettet hatte. «Warum lachst du?» hatte ihn sein Kommandant angebrüllt. «Ich lache, weil es zum Weinen ist.» Und das

Gespräch hatte mit einem «Halt 's Maul» geendet. Nun, er glaubte jetzt wenigstens zu verstehen, warum ihm gerade der Name Allan Myrtles eingefallen war. Woher aber kam die Adresse?

Wie er so planlos weiterging, dachte er, es könnte doch immerhin lustig sein, nachzuforschen, was für eine Adresse das eigentlich in Wirklichkeit sei, die sich ihm da plötzlich aufgedrängt hatte. Er bestieg einen Autobus und fuhr südwärts. Als er ausstieg, empfand er Hunger, begreiflicherweise. In einem Strassenlokal ass er ein «Hero-Sandwich», ein riesiges «Heldenbrot», wie man das nannte, mit einer Masse Wurst und Salat und Mayonnaise darin, dann noch ein zweites und bestellte noch ein drittes. «Noch eines?» fragte die Kellnerin an der Theke. «Ja, noch eines, ich habe einen Wolfshunger.» Er hatte ja einen Knaben vor dem Untergang bewahrt. Aber was war vorher gewesen? Nun, es war wie im Krieg: einmal tun wir dies, und ein andermal tun wir eben das Gegenteil. Und er konnte nicht einmal sagen, dass er in irgendeinem Fall mit der ganzen Seele dabei gewesen war. Mit dem Leib ja, aber mit der Seele nicht. Nicht, als er Myrtle in die Dekkung zurückstiess und rettete, und ebensowenig, als er ihn in seinem Sumpfloch verkommen liess, nicht, als er den Jungen vor dem Lastauto fortriss, und nicht, als er das Mädchen . . . Er dachte es nicht zu Ende und trat wieder auf die Strasse.

Es half ihm nichts, sich mit der Adressensuche darüber hinweghelfen zu wollen. Es kam trotzdem wieder. Aber hatte sie es nicht selbst heraufbeschworen? Hatte sie denn so fürchterlich schreien und kreischen müssen? Ganz wie das Kinomädchen damals, die — genau besehen — an allem schuld war. Denn hätte er nicht eine Eintragung im Polizeiregister gehabt mit den drei Monaten am Buckel, dann hätte er wahrscheinlich Nora Nottingham getrost die Polizei herantelephonieren lassen und hätte dann gesagt: «Ich, der Kriegsheld Bannister, habe aus purer Anständigkeit diesem Girl den verlorenen Schlüssel zurückgebracht. Ich wollte nicht im Flur oder vor dem Hause stundenlang herumstehen. Deshalb bin ich in das Zimmer getreten. Ich habe nichts angerührt. Ich wollte nur gefällig sein.» Und der Polizist, wenn er nur ein ganz klein wenig so gewesen wäre wie der früh bei der Lastautogeschichte, hätte dann bestimmt gesagt: «Was ist denn an dem Ganzen eigentlich gross daran?» Und hätte vielleicht hinzugesetzt: «Freilich hätten Sie ja den Schlüssel in den Hausbriefkasten werfen können. Sie wollten sich eben mit der Miss ein wenig unterhalten. Das wäre nicht gar so schlimm. Aber in die Wohnung hätten Sie nicht eintreten dürfen. Dafür muss ich Sie aufschreiben.» Und was wäre schon daran gewesen, wenn er ihn aufgeschrieben hätte? Aber mit den drei Monaten wegen des verfluchten Kinomädchens war das eben etwas ganz anderes. Aha, da haben wir dich schon wieder, du vermaledeiter Lüstling, in der Wohnung eines harmlosen Mädchens unter einem lausigen Vorwand. Du drangst ein, während sie

nicht daheim war, lauertest ihr auf, um sie dann bequem in deiner Gewalt zu haben. Diesmal kostet's mehr als drei Monate.

Die Schreierin im Kino war also verantwortlich. Aber warum hatte die geschrien und gelogen und ihn hineingelegt und kein Erbarmen mit ihm gehabt? «Hätten Sie wirklich nach ihr gegriffen, dann hätte sie wahrscheinlich nicht gequitscht und wäre ganz zufrieden gewesen», hatte damals der Anwalt gesagt. Aber der Richter hatte erklärt: «Ihren Typ kenne ich.» Was für ein Typ war er? Für den Anwalt einer, der nicht zugriff, wenn er zugreifen sollte, und für den Richter einer, der zugriff, wenn er nicht zugreifen sollte. Aber beides stimmte nicht, denn bei Allan Myrtle und bei dem Knaben Ronald Nottingham hatte er im richtigen Augenblick zugegriffen. Dass der nun auch Ronald hiess, war wirklich ein lächerlicher Zufall. Aber warum hatte er bei der Kinoschreierin nicht zugegriffen? Er wusste das auch. Weil er sich damals gescheut hatte, es zu tun, er, das anonyme Findelkind aus den Trümmern des Wohnwagens mit der Angst im Atem und in den Windeln. Die Angst und die Scheu hatte er sich im Krieg ausgetrieben. Wenn die Feinde zu nichts gut waren, dazu waren sie gut, dass man im Krieg lernen konnte, gleich zum Äussersten zu gehen. Shoot to kill! Schiess, um zu töten! So lautete der Befehl, und es wurde zur Gewohnheit. Bannister war stolz darauf, dass er dieses Äusserste gelernt hatte, das Äusserste, und wäre es auch ein knackendes Mädchengenick.

Er hatte jetzt die Gasse erreicht, die er dem Polizisten als Adresse angegeben hatte, und auch die Nummer des Hauses festgestellt. Es lag in einem der vornehmen Wohnbezirke New Yorks, wo Bannister noch niemals gewesen war. Das schmale, sich in kunstloser Bescheidenheit gebende Haus hob sich aus einem Miniaturvorgarten. Eine von zierlichem Gitterwerk flankierte kleine Treppe war der erhöhten Hauspforte vorgelagert, über der zwei altertümliche Waggonlaternen angebracht waren. Hinter den Fenstern erkannte man geraffte Mullvorhänge mit Quästchen, und am Mittelfenster des zweiten der drei Stockwerke sprang ein kleiner Balkon vor, dessen Geländer wohlgepflegte Schlinggewächse umklammerten. Den Hintergrund dieses exklusiven Kleinhauses aber — oder mehr noch seine Überkrönung — bildeten die riesenhaften Eisentraversen einer Brücke, deren Konstruktion fast den ganzen Himmel mit ihren gewaltigen geometrischen Ornamenten in weite Felder teilte. Darunter flutete das Hafenwasser des East Rivers gegen die Riffe und bot ein Stück bewegter Landschaft, an deren Flanken sogar gelegentliches Baumgrün aufstieg.

So wohnen Glückskinder, dachte Bannister. Wäre ich hier geboren worden, dann hätte es nie ein Wohnauto gegeben, und der Schock in den Trümmern und die Waisenkindenschaft wären mir sicherlich erspart geblieben. Man sagt zwar, auch die Reichen hätten ihre besonderen Probleme, aber die besonderen der Armen hatten sie jedenfalls nicht. Indessen, vielleicht

wäre ein verzärteltes Muttersöhnchen aus dir geworden, einer, der sich mit Geld aus allen Schwierigkeiten heraushilft. Aber vielleicht auch hättest du eines Tages den reichen Eltern und der Familie den Hintern gewiesen und wärest deiner eigenen Wege gegangen und hättest dich auf eigene Faust durchgebracht und durchbeizen lassen. Das ist aber nur ein grosses «Vielleicht», wahrscheinlich ist es nicht. Bei mir ist das Durchbeizen vom Krieg besorgt worden. Ja, das stimmt. Aber was wurde aus mir?

Warum aber ist mir gerade diese Adresse eingefallen? Es hätte ja auch, was viel passender gewesen wäre, eine in den Slums sein können, an denen New York reich genug ist, in Harlem oder in der Bowery, in der Orchard Street oder irgendwo in Brooklyn. Aber eine solche Adresse ist mir nicht eingefallen. Warum? Warum? Darum. Und jetzt erinnerte sich Bannister plötzlich dessen, wie ihm Allan in einer Feldbaracke einmal aus einer alten «Daily News» vorgelesen hatte. Einen New Yorker Bericht über eine Frau, die alles hatte, Geld, drei Gatten hintereinander, Kinder, Liebhaber, alles, sogar Ruhm, denn sie hatte preisgekrönte Bücher geschrieben. Und trotzdem hatte man diese Frau, die alles hatte, eines Morgens am Fussende der Innentreppe ihres Hauses an Sutton Place tot aufgefunden. Tot von zuviel Schlafmitteln, und auf dem Tisch ein Zettel mit den Worten: «Ich langweile mich unbeschreiblich.» Einen solchen Zettel, hatte damals Allan Myrtle gesagt, hätte man in den Slums schwerlich gefunden. Ja, das war es. Das war die Adresse, die der Zeitungsbericht angegeben hatte, und mit dieser Adresse hatte er sich unversehends identifiziert, als wäre er ein Kind dieser Frau gewesen, deren Leben und Sterben doch eigentlich nicht so geartet war, dass man sich hätte danach sehnen sollen. Aber für einen aus Trümmern Aufgelesenen enthielt jene Sutton-Place-Welt mitten im Kriegsgestank den geheimnisvollen Reiz eines fernen Zauberreichs mit allen wohlriechenden Sauberkeiten in so übermässiger Fülle, dass es vielleicht für die, denen es zugefallen ist, wieder zum Sterben langweilig wird, aber nicht für die, die niemals darinnen leben dürfen und die, wenn es ihnen beschieden wäre, alle Herrlichkeiten sorgsam auskosten und wahrscheinlich auch um das Schlimmste des Kriegs herumkommen könnten. Selbst wenn ein schamloses Weibsstück im Kino zu schreien begänne, so liesse sich das erledigen. Wegen solchen Quarks bekommt ein Sutton-Placer nicht gleich drei Monate aufgepelzt.

Gewiss, das mit Nora — er nannte sie jetzt so, als ob er lange mit ihr vertraut gewesen wäre, obwohl ihm doch der Name nie über die Lippen gekommen war, aber er hatte ein Gefühl, als gehöre sie ihm —, ja, eigentlich war das mit Nora keine unmittelbare Folge der Kriegsverrohung gewesen. Auch ohne Krieg hätte er sich gegen sie verteidigen müssen, einfach wegen des kreischenden Kinomädels. Aber das Äusserste hatte er doch eben nur im Krieg gelernt, diesen jähen Sprung über die Barriere und dass so etwas

gar nicht so schrecklich schwer ist, wenigstens nicht im Moment, nur nachher, wenn man herumspintisiert, aber nicht, während es geschieht. So ist es ja übrigens fast mit allem. Ausserdem: welchen Zweck hatte es, eine Einzelheit aus dem Leben herauszusprengen, wo doch alles zusammengehört und keine Sache sich bloss wegen einer besonderen Ursache zuträgt, sondern wegen aller Sachen, aus denen das Leben zusammengewachsen ist, so dass man mit allem zugleich schuldig und schuldlos wird, je nachdem.

«Suchen Sie hier jemanden?» fragte ihn eine Frau in weissem Pflegerinnenkittel, die mit einem etwa sechsjährigen Knaben an der Hand jetzt aus dem Hause trat.

«Nein, danke. Ich suche niemanden.»

«Ich dachte es nur, weil ich Sie schon eine Weile hier stehen sehe.»

«Das ist nur Zufall. Ich war noch nie hier. Es sieht so schön hier aus. Und ich dachte mir, dass es recht angenehm sein muss, in so einem Haus zu wohnen.»

«Sehr angenehm. Hörst du?», und sie wandte sich an das Kind, «hörst du, was der Gentleman sagt? Es ist hier schön zu wohnen, sagt er. Deine Grossmama hat hier gewohnt. Deine Mama wohnt hier. Aber du möchtest in einem Wohnauto hausen. Würden Sie das für möglich halten?»

«Möglich ist vieles», sagte Bannister. «Ein Wohnauto ist nicht immer gut, soviel weiss ich. Aber ein Haus muss es ja wohl auch nicht für jeden sein.»

«Sie wissen gar nicht, wie recht Sie haben», sagte die Kinderfrau und ging mit dem Knaben davon.

Bannister ging auch. Es hatte sich seiner eine seltsame Zufriedenheit bemächtigt, als ob der Umstand, warum ihm gerade diese Adresse eingefallen war, von besonderer Wichtigkeit für ihn wäre. Er fuhr jetzt nach Hause, das heisst dorthin, wo er abwarten wollte, was kommen würde. Angelangt, wusch er sich sorgsam und streckte sich aufs Sofa. Er befand sich wieder am Beginn der ganzen Ereignisfolge und ging sie durch, eines nach dem andern, es drehte sich wie ein Rad, dessen Umfang immer weiter wurde und nach und nach das ganze Leben in sich schloss, die Kindheit, die Waisenjugend, den Krieg und jetzt das da, diesen einen Tag, der grösser war als alle Jahre zusammen. Er hatte vernichtet. Aber er hatte auch gerettet. War er nun gut? Oder war er böse? Mutter Nottingham würde ihn heute als Retter ihres Ronald preisen. Aber als Mörder ihrer Tochter würde sie ihn verfluchen. Zum Glück wusste sie nicht oder noch nicht, dass er es war, er, zweimal Ronald Bannister. Aber wenn sie es erfahren würde, was könnte sie tun? Sie müsste ihre Medizin in die Toilette schütten und sagen: «Lasst mich sterben. Denn ich weiss nichts mehr über Recht und Unrecht.» Ja, das war es. Wenn man das nicht mehr weiss, dann ist es besser, dass man nicht lebt. Und die Recht und Unrecht durcheinanderbringen, das sind die Schädlinge, die Giftkröten der Menschheit. Bin ich nun gut, oder

bin ich böse? Und bin ich denn der einzige, vor dem diese Frage steht wie eine Wand, die nach oben und nach unten und nach beiden Seiten hin kein Ende nimmt, die man nicht durchdringen kann, die man nicht umgehen kann und vor der stehen zu bleiben unmöglich ist? Ich habe gerettet, und ich habe vernichtet. Vielleicht sagt jemand: das eine hat mit dem anderen nichts zu schaffen. Aber das gibt es nicht. Denn ich bin in beidem und kann nicht herausgelöst werden.

Es pochte an die Tür.

«Herein», sagte Bannister, «und wer immer kommt, der wird zugleich recht und unrecht haben.»

Grenzen der Nachdichtung

*Verlaines «Chanson d'automne»
in der deutschen Literatur der Jahrhundertwende*

MANFRED GSTEIGER

*Les sanglots longs
Des violons
De l'automne
Blessent mon cœur
D'une langueur
Monotone.

Tout suffoquant
Et blême, quand
Sonne l'heure,
Je me souviens
Des jours anciens
Et je pleure;

Et je m'en vais
Au vent mauvais
Qui m'emporte
Deçà, delà,
Pareille à la
Feuille morte.*